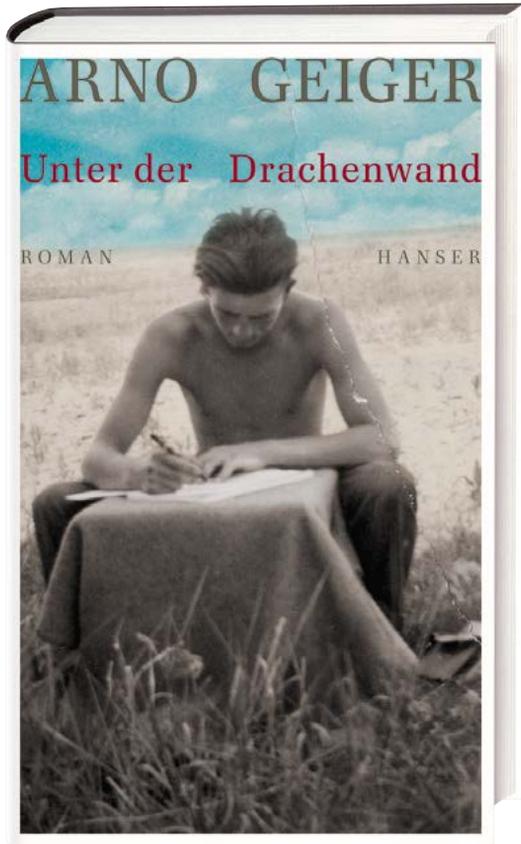


Leseprobe aus:

**Arno Geiger**  
**Unter der Drachenwand**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2018

**HANSER**

ARNO GEIGER

Unter der Drachenwand

Roman

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-25812-9

© Carl Hanser Verlag München 2018

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München,  
unter Verwendung einer Fotografie aus dem Besitz des Autors

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014889

Unter der Drachenwand



## Im Himmel, ganz oben

Im Himmel, ganz oben, konnte ich einige ziehende Wolken erkennen, und da begriff ich, ich hatte überlebt. / Später stellte ich fest, dass ich doppelt sah. Alle Knochen taten mir weh. Am nächsten Tag Rippfellreizung, zum Glück gut überstanden. Doch auf dem rechten Auge sah ich weiterhin doppelt, und der Geruchssinn war weg.

So hatte mich der Krieg auch diesmal nur zur Seite geschleudert. Im ersten Moment war mir gewesen, als würde ich von dem Krachen verschluckt und von der ohnehin alles verschluckenden Steppe und den ohnehin alles verschluckenden Flüssen, an diesem groben Knie des Dnjepr. Unter meinem rechten Schlüsselbein lief das Blut in leuchtenden Bächen heraus, ich schaute hin, das Herz ist eine leistungsfähige Pumpe, und es wälzte mein Blut jetzt nicht mehr in meinem Körper im Kreis, sondern pumpte es aus mir heraus, bum, bum. In Todesangst rannte ich zum Sanitätsoffizier, der die Wunde tamponierte und mich notdürftig verband. Ich schaute zu, in staunendem Glück, dass ich noch atmete. / Ein Granatsplitter hatte die rechte Wange verletzt, äußerlich wenig zu sehen, ein weiterer Splitter steckte im rechten Oberschenkel, schmerzhaft, und ein dritter Splitter hatte unter dem Schlüsselbein ein größeres Gefäß verletzt, Hemd, Rock und Hose waren blutgetränkt.

Das unbeschreibliche, mit nichts zu vergleichende Gefühl, das man empfindet, wenn man überlebt hat. Als Kind der Gedanke: Wenn ich groß bin. Heute der Gedanke: Wenn ich

es überlebe. / Was kann es Besseres geben, als am Leben zu bleiben?

Es passierte in genau derselben Gegend, in der wir um die gleiche Zeit vor zwei Jahren gestanden waren. Alles hatte ich gut in Erinnerung, ich erkannte die Gegend sofort wieder, die Wege, alles immer noch dasselbe. Aber besser waren die Wege seither nicht geworden. Wir lagen neben einem zerstörten Dorf, die meiste Zeit unter Beschuss. In der Nacht war es schon so kalt, dass uns das Wasser im Kübel gefror. Auch auf den Zelten lagen Eiskrusten. / Unser Rückzugsmarsch war ein einziger Feuerstreifen, schauerlich anzusehen. Und ernüchternd, sich darüber Gedanken zu machen. Alle Strohschober brannten, alle Kolchosen brannten, gerade die Häuser blieben meistens stehen. Die Bevölkerung sollte nach rückwärts evakuiert werden, doch ließ sich das nur teilweise durchführen, zum Großteil waren die Leute nicht wegzubringen, es war ihnen egal, ob man sie erschoss, aber weg wollten sie auf gar keinen Fall.

Und der Krieg arbeitete sich weiter, für die einen nach vorn, für die andern nach hinten, aber immer in der blutigsten, unverständlichsten Raserei.

Noch am Tag der Verwundung wurde ich mit dem Krankenwagen weggebracht. Wenn nicht ein großer LKW zur Begleitung abgestellt worden wäre, wären wir im Schlamm steckengeblieben, gleich draußen vor dem Dorf. So ging's bis zum Hauptverbandplatz, wo ich einige grobe Nähte bekam. Ich schaute beim Vernähen zu, erneut mit größter Verwunderung. / Die Wäsche, die ich Ende Oktober angezogen hatte, hatte ich fast einen Monat am Leib gehabt, das Hemd war buchstäblich schwarz, als es mir ausgezogen wurde.

Ich sah einen Arzt, der beim Versuch, sich eine Zigarette anzuzünden, fünf Streichhölzer abbrach. Mit hängendem Kopf stand er da, bis eine Rot-Kreuz-Schwester kam und ihm die Streichhölzer aus der Hand nahm. Nach zwei Zügen, die er lange mit geschlossenen Augen in der Lunge gehalten hatte, stieß der Arzt ein paar Wortfetzen aus und taumelte zwischen den blutigen Liegen davon.

Zwei Tage später fuhren wir weiter. Einmal wären wir bald umgekippt mit unserer Karre, wir waren in einen zuvor nicht sichtbaren Graben gerutscht. Als die andern den Wagen wieder heraus hatten, war vor und hinter uns der Weg zu, denn es hatte starker Schneefall eingesetzt. Für neun Kilometer brauchten wir den ganzen Vormittag, weil der Weg freigeschaufelt werden musste, hinter uns war der Weg dann besser. Aber ich spürte jede Rippe im Leib. / Auch auf der Hauptstraße war es schrecklich, sechsmal mussten wir Deckung suchen gegen Flugzeuge, die uns mit Bordwaffen angriffen. Bei einer hastigen Bewegung ging die Wunde am Oberschenkel auf. / Am Bahnhof von Dolinskaja wurden wir dreimal in einer Stunde von Bombern angegriffen, ich war froh, als ich von dort wegkam.

In Dolinskaja warfen sie uns schachtelweise Drops und Schokolade in den Waggon. Das ist immer so: Wenn's zurück geht, werden die Lager geräumt, bevor sie zuletzt den Sowjets in die Hände fallen. Drops und Schokolade sind das Einzige, was uns Soldaten zugute kommt, sonst erleben wir nur Schreckliches.

Frisch verbunden lag ich in einem Lazarettzug. Der Zug stand meistens auf freier Strecke wegen des starken Verkehrs. Fünf Tage brauchten wir bis Prag, und von Prag zwei Tage

bis ins Saargebiet. / Man sollte es nicht für möglich halten, dass man vom Osten nach dem äußersten Westen verlegt wird, aber das beweist wieder, wie klein das sogenannte Großdeutschland ist. / Damit kein Frost in die Wunden kam, hatten wir im Waggon einen Schützengrabenofen. Mein Geruchssinn war wieder zurück, in der Wärme wirkte der Gestank von Eiter und Jodoform wie ein Narkosemittel, ich pendelte zwischen vollständiger Klarheit und getrübttem Geist. Schlafen, schlafen, schlafen. – Schmerzen? Ich sollte auf die Zähne beißen, sagte der Sanitäter, das Morphinum sei für die schweren Fälle. Immerhin bin ich kein schwerer Fall. Außerdem geht es westwärts. Die Schmerzen westwärts sind auszuhalten. / Einige der Verwundeten in meinem Waggon standen bestimmt bald wieder vorne an der Front. Während der Fahrt nach Westen wurden sie vor lauter Freude gesund. Was natürlich ein Fehler war. / Und dann wieder das Gefühl, alles in meinem Kopf dröhnt und summt. Und wieder glitt ich langsam hinüber in einen Zustand der Bewusstlosigkeit.

Das Wimmern, das Stöhnen, der Geruch der unzureichend versorgten Wunden, der Geruch der verschmutzten Körper. Das alles vermischte sich zu etwas, das für mich eine Essenz von Krieg ist. Ich versuchte so viel wie möglich zu schlafen. Fast alle im Waggon rauchten. Wer die Zigarette nicht selbst halten konnte, ließ sich vom Nebenmann helfen. Ich bekam drückendes Kopfweh und dachte, es habe mit dem Gestank nach Eiter und mit dem vielen Rauchen zu tun. Wie der Arzt am Hauptverbandplatz hielt ich den Rauch lange in der Lunge.

Und fast ein jeder versuchte, seine Geschichte loszuwer-

den. Vielleicht, wenn man die eigene Geschichte erzählt, findet sie eine Fortsetzung.

Jetzt also Saargebiet, das sagt ja schon alles, besonders schön ist es hier nicht. Die Landschaft geht einigermaßen, aber den Ruß der Kohlengruben muss man übersehen. Das Lazarett, in dem ich liege, war früher ein Kinderheim, angeblich die Stiftung eines Grubenbesitzers, die Zufahrt mit weißen Kieselsteinen bedeckt, etwas unpassend für eine so rußige Gegend. Ringsum ein Park mit exotischen Bäumen, gestutzten Sträuchern, römischen Figuren und sonstigen Überspanntheiten. Innen ist das Gebäude nüchtern als Lazarett eingerichtet, weiße Betten mit Federkernmatratzen. / Nach der langen Zeit an der Front kommt mir das Lazarett wie der Himmel vor. Wie seltsam, dass ich hier liege und alle Knochen sind dran und Frauen in blitzweißen Schürzen bringen mir Bohnenkaffee und zwei Zimmerkollegen spielen Karten und von draußen höre ich Kirchenglocken. Die ersten weißen Laken seit über einem Jahr. Wie seltsam!

Ich mag es, wenn die Krankenschwester eine in weiße Watte gewickelte Spritze aus der Schachtel nimmt. »Entspannen Sie sich«, sagt sie, »denken Sie, der Schmerz ist nicht Ihrer.« / Vorhin kam ein Arzt ohne großes Interesse an mir, er sagte, er werde am nächsten Tag abgelöst. Mir doch egal. / Wie schön es ist, wieder einmal von sauberen Händen berührt zu werden. / Einmal kam ich aus den Stellungen Südrusslands für einige Stunden zurück zur Feldküche, da ging es mir so wie jetzt im Lazarett: Habe ich Augen gemacht, als ich Gläser und Gartenblumen sah.

Nach meiner Ankunft gegen neun Uhr am Vormittag verbrachte ich den ganzen Tag in einer Nische auf dem Flur,

hinter einem weißen Vorhang, es war schrecklich kalt dort. Später kam ein Arzt und untersuchte mich. Gegen Abend wurde in einem Krankensaal ein Bett frei, und ich wurde verlegt. Verschiedene Blutproben waren zu diesem Zeitpunkt schon entnommen, am nächsten Tag Lungenröntgen und weitere Blutentnahmen. Es folgten die ersten Nächte seit langem, in denen ich anständig schlief. Es war weder kalt noch feucht, noch kamen mir Strohhalme in den Mund noch Fliegen in die Nase.

Am 2. Dezember fanden die Eingriffe am Oberschenkel und am Schlüsselbein statt. Nach der Spritze wurde mir schlecht, alles drehte sich, jetzt schwammen die Betten im Saal wie kleine Segelboote auf einem See. Fehlten nur die Palmen. Ich begann Stimmen zu hören und merkte, wie ich mich von mir entfernte. Ich sagte mir meinen Namen vor, immer wieder, ich dachte, solange ich meinen Namen weiß, bin ich noch bei Verstand: *Veit Kolbe ... Veit Kolbe ... Veit Kolbe ...* Zuletzt sah ich eine über mich gebeugte Schwester mit weißer Haube. Dann war ich weg.

Die Schwestern hier stammen noch vom Kinderheim, sind schon älter und mit langen Kutten. Kind bin ich leider keines mehr. Als ich mir erstmals von einem Bettnachbarn einen kleinen Spiegel lieh, um mich im Bett rasieren zu können, erschrak ich über mein zerschundenes, verbrauchtes Gesicht. / Etwa dreißig Tage hatte ich mich nicht mehr rasiert, seit Charkow Taganrog Woronesch Schitomir, keine Ahnung, ich sah aus wie ein Unterseebootmann, der von einer Fernfahrt kommt, furchtbar. Und rasieren musste ich mich mit geliehenem Apparat. Mein Privatzeug war beim Russen geblieben, ich stand da wie ausgebombt.

Es ist beängstigend, wie die Zeit vergeht. Ich sehe direkt, wie ich älter werde, ich sehe es an meinem Gesicht. Nur der Krieg bleibt ewig derselbe. Es gibt keine Jahreszeiten mehr, keine Sommeroffensive, keine Winterpause, nur noch Krieg, pausenlos, ohne Abwechslung, es sei denn, man nimmt es als Abwechslung, dass der Krieg sich keine neuen Schlachtfelder mehr sucht, sondern auf seine alten Schlachtfelder zurückkehrt. Der Krieg kehrt immer zurück.

*Liebe Eltern, ich werde noch an die Truppe schreiben, sie sollen mir mein Zeug und die drei Gehälter, die ich ausständig habe, an meine Heimatanschrift schicken. Doch befürchte ich, dass unser Tross in die Hände des Gegners gefallen ist, es wird daher wenig Aussicht sein, dass ich mein Zeug wiedersehe. Deshalb bitte ich euch, mir sofort etwas Geld, Briefpapier, mein zweites Rasierzeug, eine Zahnbürste und Zahnpasta zu schicken. Frische Wäsche habe ich im Lazarett bekommen. / Bestimmt steht mir ein Genesungsurlaub in Aussicht, dann werde ich alles erzählen.*

Es laufen hier einige ganz junge Mädchen herum, sechzehnjährige, siebzehnjährige, man kann gar nicht glauben, dass sie einen Kurs hinter sich haben, sie können nicht einmal Pulszählen.

Ich mag den Geruch von Sauberkeit, wie bei Hilde im Sanatorium. Aber im Sanatorium war es nicht so warm gewesen wie hier. Aus irgendeinem Grund hatten die Ärzte gehofft, dass Kälte die Lungenkranken gesund macht. / Daran dachte ich, wenn die Nachmittage nicht vergingen. Ich weiß nicht, ob es an den Medikamenten lag, aber für ein paar Tage sah ich

alles intensiver. Leider tat mir der Kopf bei jeder Bewegung weh, und im rechten Ohr hatte ich Herzschläge.

Zuerst hieß es, das Trommelfell habe etwas abbekommen, ich solle das Ohr einfach in Ruhe lassen. Dann stellte sich heraus, dass der Oberkiefer gebrochen war, an der Wange hatte ich Gefühlsausfälle, der Klang der Zähne, wenn man sie abklopfte, war verändert, es entstand so ein Schachtelton. Zur Untersuchung des Kiefers musste ich mich vollständig ausziehen, ist auch sehr notwendig bei Kieferbruch. Oft kommt man sich vor wie unter Irren. Aber die Zähne waren zum Glück nicht dunkler geworden, so bestand Hoffnung, den Nerv erhalten zu können. Geschwollen war die Wange sehr, beim Drücken verursachte es Schmerzen. / Jeden Tag wurde meine geschwollene Wange mit Kurzwellen bestrahlt, die Geschwulst sollte dadurch zurückgehen, eventuell sogar der beeinträchtigte Wangennerv angeregt werden. Man setzte mich auch täglich unter die Höhensonne. Leider wurden die Kopfschmerzen nicht besser. / Die Wunde am Oberschenkel heilte ebenfalls nur langsam, sie produzierte viel Eiter, jeden Morgen war der Verband grüngelb und stinkend. Das Knie konnte ich nicht richtig abbiegen, sie sagten, das werde sich rasch geben, wenn die Wunde zugeheilt sei. Aber zuerst musste die Wunde einige Male ausgeschnitten werden, denn in dem vom Splitter gerissenen Spalt wucherte wildes Fleisch, eine Erhöhung über dem Schenkel bildend, ohne dass dort Haut wuchs. Würde man die Wunde einfach lassen, erklärte der Arzt, würde sich eine Kruste bilden, die aussähe wie eine große dunkle Warze. Deshalb musste das wilde Fleisch entfernt werden, damit das, was zu viel war, abstarb und sich eine Haut bilden konnte. / Der Arzt schaute es sich alle paar Tage

an und schnitt die Wunde aus, dann suppte und triefte wieder alles.

Am wenigsten Sorgen machte mir die Wunde unterhalb des Schlüsselbeins. Im ersten Moment hatte ich gedacht, dass sie mich umbringt, nun war sie als erstes verheilt.

So ist auch alles Glück auf die Umstände bezogen. Mein Beifahrer war von der Granate, die mich verletzt hatte, getötet worden. Ich bedauerte seinen Tod, empfand, wenn ich daran dachte, aber auch Erleichterung. Das Unglück der anderen macht das eigene Davonkommen besonders gut sichtbar.

An einem Sonntag bekamen alle Verwundeten im Lazarett vier Zigaretten: eine vom F., eine von Keitel undsoweiter. Ich verschenkte sie, denn ich legte keinen Wert auf Zigaretten vom F. und von Keitel. Auch erhielt ich das Verwundetenabzeichen als Anerkennung für das Pech, das ich gehabt hatte. Vier Jahre Krieg, Mühsal und Plage, ich hatte meinen LKW, einen Citroën, von Wien bis an die Wolga und von der Wolga zurück an den Dnjepr gebracht. Ungezählte Federbrüche, mehrere Achsenbrüche, abgerissene Kardanwelle, abgerissener Lenkschenkel, mehrmals defekte Lichtmaschine, eingefrorene Bremsstrommel, Benzinleitung, Benzinpumpe, Ölfilter, Starter, im Winter stundenlang unter dem Wagen, ständig raue Hände von der bestialischen Kälte und vom Benzin. Wenn ich irgendwo anstieß, riss die Haut in Fetzen herunter. Das Durchhaltevermögen des Citroën war in Wahrheit mein eigenes Durchhaltevermögen gewesen, und nie hatte ich die geringste Anerkennung bekommen. Und jetzt ein Orden dafür, dass ich mich im falschen Moment am falschen Ort aufgehalten hatte, ein Orden für drei Sekunden Pech und dafür, dass ich nicht abgekratzt war. Ich empfang den Orden mit

größtmöglicher Ruhe und nahm ihn ab, sowie ich wieder allein war.

Ein Bäckerjunge aus der Stadt, beauftragt, uns täglich frisches Brot zu bringen, sagte, das Lazarett sei früher ein Pflegeheim gewesen. Und in seiner völlig entspannten Ortsansässigkeit, wenn auch das Wesentliche nur andeutend: das Pflegeheim sei vor einigen Jahren geleert worden, Nebeneffekt, dass Platz für ein Lazarett entstanden war, kriegsdienstliche Betten. Und die sanften Schläfer vor uns schliefen vermutlich im Himmel. Der Bäckerjunge sagte, er habe von einem anderen Bäckerjungen gehört, der eine andere Heilanstalt beliefert habe, dort habe man omnibusweise Patienten hingeschafft, aber der Brotbedarf sei jeden Tag derselbe geblieben.

Es geht nichts über Lazarettaufenthalte, man trifft dort Menschen aller Waffengattungen, auch rückwärtiges Personal. Der Hauptmann neben mir erzählte Dinge aus seinem Warschauer Aufenthalt, Verhältnisse, die einem früher nicht glaubhaft vorgekommen wären, Exekutionen von Zivilisten auf offener Straße.

Diesem Hauptmann hatte man den rechten Arm zur Gänze in den Müll geworfen, im Gesicht war er gelb wie ein Chinese, und er durfte nur Griesbrei essen. Nachdem er von den Exekutionen berichtet hatte, sagte er: »Ich habe ein Versprechen gemacht: Wenn mein Armstumpf wieder halbwegs wird, mache ich eine Wallfahrt nach Altötting. Fährst du mit? Gelt, dann fahren wir zusammen, nicht wahr?« / Ich zog die Brauen hoch, ich kam mit ihm, wie mit allen, gut aus, wir redeten nicht viel miteinander, das war die beste Methode. Aber eine gemeinsame Wallfahrt nach Altötting? / »Gelt, dann fah-

ren wir zusammen«, wiederholte er. / Na, sicher nicht, dachte ich bei mir.

Dann brach bei ihm ein Magengeschwür durch. Kurz vor dem Abendessen bekam er starke Schmerzen, in der Nacht fing er plötzlich an zu schreien, und ab Mitternacht verlor er viel Blut, es kam vorne, hinten und aus dem Mund. Die Schwestern wichen nicht mehr von seinem Bett, am Morgen hatte er die graue Todesfarbe, daraufhin operierten sie ihn, angeblich bekam er vierzehn Flaschen Blut. Und die Tage darauf sahen sie ihm in der Früh immer ins linke Auge, um festzustellen, wie lange er noch leben werde. Sie reinigten zwar seinen Körper von den Auswürfen, hatten ihn ansonsten aber aufgegeben. / Einer, dessen Kopf dick in Verbandstoff gepackt war, sagte: »Ich kann nicht ernsthaft traurig sein, wenn einer stirbt, ich freue mich eher, hat er doch seine Prüfungszeit beendet und das Ziel erreicht und tritt ein in das Reich unvergänglicher Freuden. Wenn er zur Hölle fährt, ist es auch richtig, dass er stirbt, dann kann er keine Schandtaten mehr anhäufen, er würde seine ewige Qual nur vermehren.« / Unter seinem Kopfverband redete er wild weiter, ich hörte ihm nicht mehr zu und dachte an die fünf verlorenen Jahre, den Grundwehrdienst im letzten Friedensjahr eingerechnet – Jahre, die immer dunkler geworden, immer kompakter geworden, sich zu Kugeln gerundet und immer weiter gerollt waren. Und ich dachte, dass ich jetzt lange genug Soldat gewesen war und dass ich nach Hause fahren wollte, bevor ich einen Koller bekam. Ich wollte möglichst schnell weg, plötzlich hatte ich Angst vor den Kranken.

Dann kam alles Erfreuliche an einem Tag zusammen: dass ich aufstehen und erstmals allein zur Toilette gehen durfte,

wenn auch mit Krücken. Ich schaffte es sogar in die Schreibstube und stellte einen Antrag auf Überstellung in ein Heimatlazarett, sie sagten, sie würden mich in häusliche Pflege entlassen, wenn ich in Wien einen Arzt hätte, der die Wunde am Oberschenkel regelmäßig verätzt. / Während ich in der Schreibstube gewesen war, hatte man mein Bett frisch bezogen, ich setzte mich hinein und schrieb nach Hause, dass ich bald käme, ich sei zwar noch schwach und müde, aber froh, aus Russland auf einige Zeit heraus zu sein, fast jeder schleppe von dort etwas mit.

Dem Hauptmann im Nebenbett ging es wieder besser, er konnte allein trinken und richtete sich im Bett stundenweise auf. Trotzdem hatte ich genug von diesem Krankenzimmer, vom Herumlungern und den Späßen der Ärzte, die sagten, sie würden uns Turnern schon wieder auf die Reckstange helfen. Durch eine eigentümliche Anomalie misstrauete ich allem, was mit so munteren Sprüchen daherkommt. / Ich fasste eine Uniform, fasste Stiefel, recht gut, wenn auch vollkommen hart. Alles wird neu – und bis die Uniform wieder abgetragen war, würden zwei weitere Jahre vergangen sein, und drin in den Klamotten steckte lebend ein geistiger Krüppel oder ein Toter im Massengrab Russland. / Ein Abrüsten hatten sie mir wieder verweigert.

Am Tag vor der Abreise ging ich ins örtliche Soldatenheim, wo ich mich an Käsebrod satt aß und ein Bier trank. Auf meinen knarrenden Krücken ging ich in dem Städtchen herum, weil ich ein paar Äpfel kaufen wollte. Die gab es aber nur gegen Einkaufskarte. Durch Zufall kam ich in ein Geschäft, da fragte ich wieder vergeblich nach Obst. Anschließend brachte ich meinen Verband am Oberschenkel in Ordnung, weil er

verrutscht war. Jetzt sagte die Frau, sie habe ein Kilo für sich selbst gekauft, sie überlasse es mir. Da stand ich in dieser Seitenstraße, aß mit einem zweiten Verwundeten von den Äpfeln, und währenddessen kam ein Junge und brachte uns zwei weitere schöne Äpfel. Sein Vater habe uns vom Fenster aus zugesehen, wie es uns schmeckte, daraufhin habe er uns seinen Jungen geschickt. / So ist mir die Stadt Lebach Neunkirchen Homburg Merzig in guter Erinnerung geblieben. / Schmerzen hatte ich bei meinem ersten Ausgang so gut wie keine, im Bereich der Wunde am Oberschenkel zog es ein bisschen, weiter nicht schlimm, lästig war nur das Rutschen des Verbandes. Aber transportfähig nach Hause ist der Mensch bald einmal.

Überraschend verzögerte sich meine Abreise um zwei Tage. Einige Bonzen hatten sich angekündigt, und das Lazarett wurde von heute auf morgen zum Besichtigungslazarett umfunktioniert, das hieß, die Verwundeten bekamen weniger Pflege, alle Schwestern waren mit Aufräumen, Waschen und Putzen beschäftigt, und auch in der Schreibstube hatten sie anderes zu tun und kamen mit dem Schreiben der Entlassungspapiere in Rückstand. Es wurde überall herumgefummelt, damit alles schön und sauber wurde. Am Tag der Besichtigung gab es ein besonders gutes Essen. Nachher musste es wieder eingespart werden durch gekochte Rüben und Kartoffeln über mehrere Tage. Zum Glück betraf mich das nicht mehr, ich ärgerte mich schon genug.

So verließ ich die rußige Stadt im Saarland. Ein Medikament hatten sie mir zum Abschied gegeben, es durchtränkte meinen ganzen Körper, ich war noch ganz teilnahmslos, als der Zug in Kaiserslautern in einen Fliegeralarm hineingeriet.

Der Zug fuhr sofort wieder ab, ich glaube, das war Glück, aus der Ferne konnte ich sehen, dass die britischen Bomber einiges abluden. Auch Waldbrände gab es in der Umgebung, vom Zug aus hörte ich Kommandos, die unterwegs waren, um zu löschen.

Langsam, unendlich langsam rollte der Zug nach Frankfurt. Hauptbahnhof ... nichts. Im Halbtaumel übergab ich meinen Rucksack einem Buben und war froh, als er mich gegen etwas Brot aus der Marschverpflegung zum Übernachtungsheim führte. Dort war kein Platz. In einem nahegelegenen Hotel bekam ich ein Zimmer mit zwei Betten. Brennende Sohlen und von den harten Stiefeln aufgeriebene Füße. Nach kurzem Imbiss aus Wurst, Brot und schwarzem Kaffee lagerte ich abgespannt und voll nagender Unruhe auf einem Sofa. Seit mehr als einem Jahr zum ersten Mal hörte ich von draußen Straßenbahn und Straßenlärm mit Lachen und deutschen Stimmen. Ich schlief, bis die Kälte mich um sechs Uhr zum Aufstehen mahnte. Dann saß ich wieder im Bahnhof, wartete und versuchte mir vorzustellen, wie es sein würde, wenn ich zu Hause eintraf. In Russland hatte ich mir das Heimkommen gut vorstellen können ... wie ich in schnellem Tempo die Possingergasse entlanghaste und dann durchs knarrende Haustor zur Treppe laufe. Jetzt meinte ich, das werde sich nie verwirklichen lassen.

Einen Tag und einen finsternen Winterabend rollte ich durch Deutschland. Die Bahnhöfe, die der Zug passierte, waren nicht beleuchtet, nur manchmal brannte auf einem Bahnsteig eine einsame blaue Lampe. Fast überall lagerte Militär, sehr viele Flüchtlinge. In dem nächtlichen Gewirr von Gleisen kannte sich nur die Fahrdienstleitung aus, es erstaunte

mich, als wir in München einfuhren: umsteigen. Ich zerrte den Rucksack in ein Abteil des überfüllten Zuges, döste ... döste ... kein Wort über meine Lippen, nur Rauch in die Lunge, Gegengift. / Zur jetzt aufsteigenden inneren Niedergeschlagenheit kam eine außerordentliche körperliche Müdigkeit und schmerzende Glieder, die aufgeriebenen Füße waren nochmals schlimmer geworden, ich wand und drehte mich, bisweilen fielen mir im Grübeln die Lider zu. Endlich um halb eins in der Nacht erreichten wir Salzburg. Zitternd wartete ich im Dunkel der Nacht, döste bis fünf in der Früh, draußen kalt und trübe. Infolge meiner Müdigkeit waren die Nerven stumpf. Was in den letzten Tagen und Wochen mein sehnlichster Wunsch gewesen war, stand jetzt knapp vor der Erfüllung. Aber ich kam nicht zu Bewusstsein und konnte das Erlebte nicht fassen.

In Wien war es mitten am Vormittag, als der Zug einfuhr. Wieder Bahnhof, Westbahnhof, nach der langen Abwesenheit kam er mir vor wie ein Opernhaus. Erinnerungen tauchten auf, verschwanden, wie alles. Weiter ging's zu Fuß und mit Krücken über die Felberstraße nach Hause. Nichts zählte, außer dass ich am Leben war.

## Seit meinem letzten Aufenthalt

Seit meinem letzten Aufenthalt in Wien waren fünfzehn Monate vergangen. Auf dem langsamen Weg zurück hatten meine Wünsche für zu Hause Form angenommen, abgeleitet von den Widrigkeiten des Krieges. Ich wollte allein in einem Zimmer schlafen ohne Stiefel neben dem Bett, nicht mehr im Schnee mit erfrorenen Händen unter einem defekten LKW liegen müssen. Ich wollte den Kaffee aus der Tasse trinken, die ich von Hilde zu meinem fünfzehnten Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Und alle vier Wochen wollte ich eine neue Zahnbürste. Weil aber, wenn einer aus dem Krieg zurückkehrt, das Zuhause ein anderes ist als dasjenige, das er verlassen hat, fühlte ich mich trotz der Erfüllung all dieser Wünsche zu Hause nicht wohl.

Mama ging es nicht weiß Gott wie gut, sie spürte die Kälte, auch jeden Schneefall und Regen, Wind und Nebel spürte sie auch. Sie hatte den ganzen Haushalt allein zu besorgen, aber diese Überlastung kam ihr gelegen, weil die Arbeit keine Möglichkeit zum Denken ließ, so schien es mir. Mehrmals, wenn ich dankbar für ihre Unterstützung gewesen wäre, sagte sie: »Ich habe darüber nicht zu urteilen.« / Papa gab mir gute Ratschläge, alles hirnverbrannte Ideen, über die ich eine Wut bekam. Er sagte, er selbst sei in eine schlechte Zeit hineingeboren worden, während ich das Glück hätte, an der Schwelle zu einer großen Zeit jung zu sein. Mehr könne der Mensch nicht verlangen, es hänge nun von mir ab, was ich daraus mache.

Wie eine Strafe für das Überleben saß ich die Stunden am Küchentisch ab. Auch das Erzählenmüssen nach der langen Zeit empfand ich als Strafe. Aber natürlich war es das gute Recht der Eltern zu erfahren, wie es mir ergangen war. Ich selber wäre auch enttäuscht, wenn die Eltern verwundet aus dem Krieg heimkämen und nicht erzählen wollten. Dennoch, ich war nicht in der Stimmung. Obendrein, was mich wirklich beschäftigte, hing nur bedingt mit meinen Verletzungen zusammen. Aber ich fand für diese Dinge kein Verständnis, vor allem nicht bei Papa, sein Geschwätz ging mir auf die Nerven.

Er hatte auf dem Nachhauseweg von der Schule bei der Partei das Volksoffer abgegeben. Das erhebende Gefühl, einen Beitrag geleistet zu haben, veranlasste ihn, bei der ersten bitteren Bemerkung meinerseits von der Notwendigkeit des Krieges zu reden und vom langfristig Positiven. Ich fühlte mich von dieser Unvernunft wie zermahlen. Wenn ich seinen Optimismus an der Front zu lesen bekommen hatte, in Briefform, war es auszuhalten gewesen. Es persönlich hören zu müssen, war eine ganz andere Sache.

Wann immer ich konnte, zog ich mich in mein Zimmer zurück, das Zimmer, das ich als Schüler bewohnt hatte. Seit ich im Spätsommer vor mehr als fünf Jahren zum Militärdienst eingezogen worden war, hatte sich das Zimmer kaum verändert, die Schulbücher lagen noch im Schreibtisch, mich an die Jahre erinnernd, die mir niemand zurückgab. Ich hätte versuchen können, aufzuholen, was aufzuholen war, statt dessen lag ich auf dem Bett ohne Antrieb, ein abgenagtes Stück Herz. Und immer wieder ging mir durch den Kopf: Ich habe so viel Zeit verloren, dass ich sie nicht aufholen kann.

Ein Studium an der Technischen Hochschule hätte mir keine Probleme bereitet. Ich hätte nicht länger dafür benötigt als mindestens vorgeschrieben. Ich wäre jetzt unabhängig, auf eigenen Beinen, und die Bevormundungen meines Vaters würden mich kalt lassen. / Oft in Russland, wenn die Staubwolken über das Land gezogen waren, hatte ich mir gesagt: *Sieh an, meine Tage ...*

Dass mit mir etwas nicht stimmte, erkannte man auch daran, dass an den Wänden der Wohnung, in fast jedem Zimmer, Bilder von mir hingen, Erinnerungsbilder, ich war überall vertreten. Die Bilder hatten am Familienleben teilgenommen, ich am Krieg. Im Wohnzimmer hatte man mir den schönsten Platz eingeräumt, neben dem Porträt von Hilde. Mama sagte, überall, wo sie sei, wolle sie ihren Schöps sehen. Papa meinte, wir müssten ihr die Freude lassen. / Jetzt sah man mich auch im Bücherregal als Verwundeten im Saarland. Auch hier zeigte sich Papa großzügig, die Aufnahme sei sehr schön, man könne wirklich nichts daran aussetzen.

Als überraschend empfand ich, dass es den Asparagus von Hilde noch gab. Hilde war seit sieben Jahren tot, und ihr Asparagus blühte. Und Hildes Gitarre lehnte noch immer an der Wand, seit sieben Jahren, stumm und nutzlos wie ich. Ein Instrument, auf dem keiner mehr spielt, ist wohl das traurigste. / Was ist in Hilde vorgegangen, wenn sie im Mädchenzimmer Gitarre gespielt hat? War sie verzweifelt? Hat sie Angst gehabt? Dass ich das nie wissen werde! Warum habe ich sie nicht gefragt? Und warum habe ich ihr nicht helfen können? Es wäre besser für mich, wenn ich sie gefragt hätte. / Jeder kleine Gegenstand zerreißt mir das Herz, alles, was Hilde gehört hat und jetzt arm und verloren herumsteht.

Hilde hätte mit ihrem Leben so viel anzufangen gewusst, sie hat sich so freuen können, ob es nun Musik war oder ein Glas Bier an einem warmen Abend in einem Gasthausgarten. Sie hat dem Leben fast bis zuletzt irgendwas Schönes abgetrotzt. Und ich selber starre auf meine leeren Hände, liege in meinem muldigen Schülerbett, bedauere mich selbst, empfinde Reue, Leid und Scham. Hilde konnte leben und musste sterben. Ich, der ich leben darf, weiß damit nichts anzufangen. Wie unzufrieden Hilde mit mir wäre. Aber wie soll ich es ändern? Wie soll ich *mich* ändern?

Ich ging in der Stadt umher, als gehörte ich nirgends hin nach so vielen Jahren des Fortseins. Die Straßenbahnstation in der Nähe unseres Hauses war aufgelassen, um den Strom beim Bremsen und Anfahren zu sparen. Manche Fahrer verringerten im Bereich der Station das Tempo, damit Fahrgäste auf- und abspringen konnten. Doch für einen mit Krücken war das ausgeschlossen. Ich humpelte über den Gehsteig. In den Straßen herrschte ein Gedränge zum Verrücktwerden. In mir war noch die Langsamkeit des Lazarets, ich kam mir vor wie ein lästiger Fremder.

Ausgehen war auch deshalb ein Problem, weil der Verband am Oberschenkel nicht hielt, trotz vorsichtigster Bewegungen. Ich musste dauernd daran herumzupfen, damit er mir beim Gehen nicht hinunter bis an den Knöchel rutschte. Schließlich gab mir Mama einen Strumpfbandgürtel. Sie zeigte mir, wie man ihn anlegt. Und dann lachte sie so herzlich, wie ich sie seit vielen Jahren nicht mehr lachen gesehen hatte, ganz befreit. Später sagte sie, sie hoffe, ich sei beim Militär nicht homosexuell geworden, es wäre gut, ich fände bald eine Frau. Aber dieser Strumpfbandgürtel war dennoch etwas

Gemeinsames, in mehrerlei Hinsicht, und ich wusste Mamas Lachen zu schätzen.

Bei den Verwandtenbesuchen wurde ich mit Backwaren und klugen Reden traktiert. Tante Rosa sagte: »Immer Kopf hoch und Mund weit auf, so wird schon alles klappen.« Sie war noch die Anständigste meiner mütterlichen Verwandten. Auch bei Onkel Rudolf saß ich eine Höflichkeitsstunde ab. Seine Aussage, er wundere sich, dass Thaler Heli, ein Nachbarrssohn, in seinen Briefen jammere, ärgerte mich besonders. Statt Onkel Rudolf die Faust ins Gesicht zu schlagen, sagte ich nur: »Es wird schon nicht ganz unberechtigt sein.« / All denen, die in Wien große Reden schwangen oder sich selbst bedauerten, begegnete ich mit Misstrauen, also nahezu allen. Wenn man fürs Sammeln von Phrasen Geld bekäme, wäre Wien die Goldene Stadt: »Hat ja alles irgendwann ein Ende, auch jeder Krieg.« / »Ja, der Krieg, der macht einem was zu schaffen.« / »Der F. ist Herr der Situation, wie immer.«

Den wichtigsten Besuch stattete ich dem Wehrbezirkskommando ab, instruktionsgemäß. Meine Krankschreibung wurde bestätigt, ein mehrmonatiger Genesungsurlaub gewährt, ein Abrüsten und die gleichzeitige Zulassung zum Studium erneut verweigert. Mein Dienstgeber wollte abwarten. Wen er einmal hat, den lässt er nicht mehr so leicht los – eine Kündigung wird nicht angenommen. / Immerhin für Mama brachte ich eine freudige Mitteilung nach Hause. Aufgrund meiner Verwundung hatte ich ein F.paket zugesprochen bekommen, Lebensmittelmarken und Geld. Dazu noch eine Flasche Sekt. Für Mama eine große Erleichterung, denn das Paket enthielt Marken für fünf Kilogramm Mehl, Hülsenfrüchte und Fett.

Kurz vor Weihnachten begann es zu schneien, und zwar ergiebig. Durch Zufall bekam ich über eine Freundin von Waltraud, meiner ältesten Schwester, um sieben Reichsmark neun gelbe Rosen. Ich fuhr zum Meidlinger Friedhof und besuchte Hildes Grab. Dort lag viel Schnee, nur die Hauptwege waren geräumt. An der Stelle, wo Papa im März 1938 dem Fahnenmeer eine weitere Fahne hinzugefügt und ehrliche Tränen vergossen hatte, Tränen der Freude: dort legte ich die neun gelben Rosen ab, zündete die Grablaterne an und verrichtete meine Gebete. Sonst konnte ich Hilde nichts mehr geben. Der Schnee fiel und fiel. Ich hatte mir immer eingebildet, dass Hilde der Engel sei, der über uns wacht.

Es heißt, Frau Holle sei eine Anführerin der wilden Geisterschar, die zwischen Weihnachten und Neujahr die Erde heimsucht. Während dieser Tage stehen die Tore der Totenwelt offen, und die Toten kehren zurück an ihre früheren Plätze und halten über die Lebenden Gericht. / Schnee, Schnee, Schnee. Und unter dem Schnee schläft die Schwester.

Zwei Tage später war der Schnee von den Schuhen und Fahrzeugen zu einer hellbraunen, bröseligen Masse zertreten, zerfahren. Manchmal noch wehte der Wind einige weiße Flocken von den Dächern, sie fielen langsam herunter auf Alte, Frauen, Kinder, Krüppel und Militärs. Von Militärs waren die Straßen voll, was mich in meiner Liebe zu Wien auch nicht grad bestärkte. Obwohl die Krücken nicht mehr zwingend nötig gewesen wären, hatte ich sie immer bei mir, damit ich nicht ständig den Arm in die Höhe reißen musste. / Sogar die Schaufensterpuppen hatten jetzt Soldatenhaltung und waren schlank geworden, offenbar kurbelte dieser Typus das Geschäft an. Soweit Ware noch vorhanden.

Meine Mütze trug ich auch zu Hause, zwar weit in den Nacken geschoben, aber doch, ich sagte, dann hätte ich weniger Kopfweh. / Der Mantel ist die Kleidung des Übergangs, die Mütze verbindet die Welten.

Im Gespräch mit Papa verbiss ich mir manche Bemerkung, die ich gerne losgeworden wäre. Ich war sehr beherrscht geworden in einer Organisation, in der man von einem vorlauten Mundwerk nur Nachteile hatte. Sollte es etwas Freies in mir gegeben haben, hatte man es abgetötet, alles Freie betrachtete ich als Privatsache, und Privatsachen gab es nicht mehr, seit Jahren. Die Gespräche mit Papa? Waren keine Privatsache, die Uhren ließen sich nicht zurückstellen. / Papa sagte: »Wir leben in einer großen Zeit. Unsere Nachkommen werden uns einmal beneiden, dass wir in einer solchen Zeit leben durften.« / Plötzlich hatte ich eine Idee davon, wie oft schon am Mittagstisch von solchen Dingen geredet worden war. Mit Bitterkeit erlebte ich einen der wenigen Momente, in denen ich Erleichterung darüber verspürte, fünf Jahre weg gewesen zu sein. Und obwohl ich mir vorgenommen hatte, nicht mehr zu politisieren, wie ich es früher getan hatte, sagte ich, das Glück der weltgeschichtlichen Zeit, das Papa seinen Kindern seit Jahren verkünde, hätte ich gründlich ausgekostet und jetzt genug von dem Irrsinn. Mit einer Zukunft, die aus derlei hervorgehe, wolle ich nichts zu tun haben, einmal abgesehen davon, dass diese Zukunft mich ohnehin längst abgeschrieben habe.

Es traf Papa, dass ich ihm in die Parade gefahren war. Am nächsten Morgen hatte er ein ausdrucksloses Gesicht. Erst nach dem letzten Schluck von seinem Kaffee sagte er, wer bewusst den vorigen Krieg und nachher die Folgen miterlebt

habe, müsse fest die Stange halten, es dürfe diesmal nicht schiefgehen. Und es gehe auch nicht schief. / Dann redete er über »unsere Soldaten«, immer in der Absicht, die von mir erlebten Schrecken kleiner aussehen zu lassen. Mama zeigte zum Fenster. Auf einem Blumentopf saß regungslos ein Gimpel, die Brust uns zugewandt. Papa achtete nicht darauf, auch nicht auf das Zeigen von Mama. Sie hatte einen Löffel in der Hand, und Papa redete weiter.

Diese Gespräche brachten nichts, sie rieben uns nur auf. Auch ohne Zerwürfnis mit den Eltern war die zwischenmenschliche Bilanz meines Lebens verheerend. Deshalb wollte ich es auf eine offene Konfrontation nicht ankommen lassen. Aber ich begriff, in der Wohnung der Eltern war ich unfähig, der zu sein, der ich während meiner Abwesenheit geworden war. Ich hatte den Irrsinn der Front mit dem Irrsinn der Familie vertauscht.

Weihnachten rückte heran. Weihnachtsbäume gab es in diesem Jahr nur mehr auf Bezugsschein für Haushalte mit kleinen Kindern. Die Eltern und ich feierten das Fest in aller Stille bei einer Schüssel Apfelreis, jetzt die zweckmäßigeste Art, dieses Fest zu begehen. Alarm gab es auch.

Zwischen den Feiertagen traf eine Weihnachtskarte von Onkel Johann ein, dem ältesten Bruder von Papa. Von der Front aus hatte ich ihm mehrmals Tabakwaren geschickt, er bedauerte, seit längerem nichts von mir gehört zu haben. Onkel Johann war Postenkommandant in Mondsee. Im Lazarett hatte der Hauptmann im Nebenbett gesagt: »Wenn es irgendwie möglich ist, zieh aufs Land mit Sack und Pack.« Und noch während des Lesens der Karte beschloss ich, genau das zu tun: mich in eine friedlichere Welt verziehen.